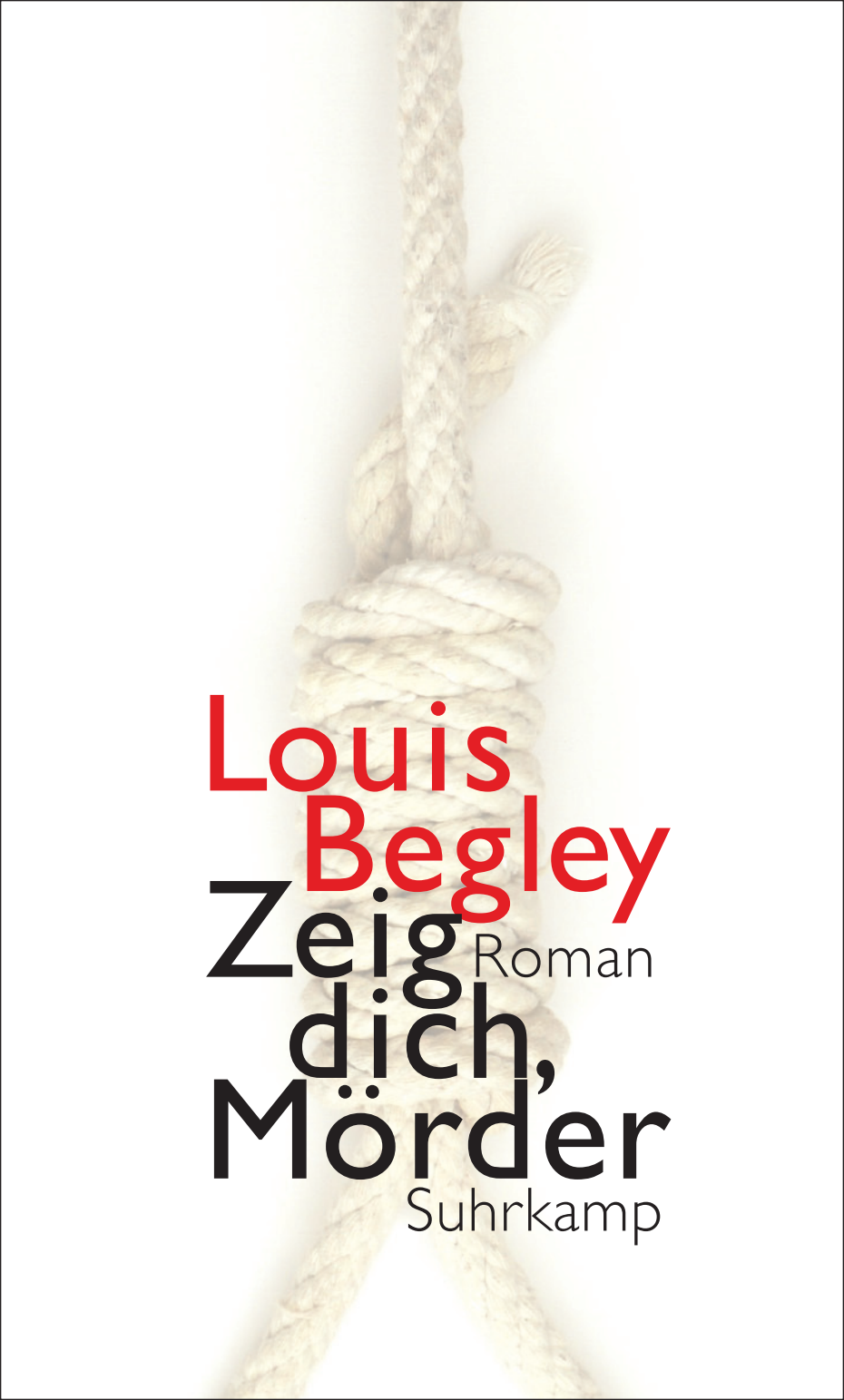




Louis
Begley

Zeig Roman

dich,
Mörder

Suhrkamp

SV

Louis Begley
Zeig dich, Mörder

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch von
Christa Krüger

Suhrkamp Verlag

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2015
unter dem Titel *Killer, Come Hither* bei Nan A. Talese/Doubleday,
a division of Random House, Inc., New York.

Erste Auflage 2015

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2015

© Louis Begley 2007 Revocable Trust

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder
unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42466-7

Zeig dich, Mörder

Für Anka, dieser Aufbruch

I

Dies ist eine wahre Geschichte. Die Namen bestimmter Personen habe ich geändert, um die Betroffenen zu schützen. Sonst habe ich nichts verborgen. Mit meinem Gewissen bin ich im Reinen. Was ich getan habe, würde ich ohne jedes Zögern wieder tun. Manche werden meinen, ich hätte mich an die Regeln halten sollen – auf das Strafrecht vertrauen und hinnehmen, dass der Mörder Strafmilderung gegen Schuldbekennntnis aushandelt. Sei's drum. Ich verachte Feiglinge und scheinheilige Weicheier und ihre selbstgefällige Naivität.

Mein Name ist Jack Dana. Ich bin ehemaliger Offizier der Marineinfanterie und war Zugführer der Force Recon. Ich bin auch Autor von drei erfolgreichen Büchern. Das erste schrieb ich im Militärkrankenhaus Walter Reed, wo man mich operierte, um die Schäden an meinem Beckenknochen in Ordnung zu bringen, die mir die Kugeln eines Taliban-Heckenschützen bei Delaram (einem üblen Ort in der afghanischen Provinz Helmand) zugefügt hatten, knapp eine Minute bevor mein Team ihn erschoss. Es klingt vielleicht seltsam, dass jemand wie ich – der die härtesten Kampfschulen des Marinekorps mit Auszeichnung absolviert hat, Schulen, in denen man lernt, Feinde abzuknallen, die das Pech haben, in Schussweite zu sein, oder ihnen, wenn sie nah genug sind, ein Messer zwischen die Rippen zu jagen –,

dass so einer anfängt, Romane zu schreiben. Jedes Ding hat seine Zeit; so ist es eben. Was ich gelernt hatte, wendete ich bei Einsätzen im Irak und in Afghanistan an, und im Häuserkampf während des zweiten Gefechts um Falludscha merkte ich, wie leicht es ist, einen Mann umzubringen. Man drückt langsam auf den Abzugs-hahn; die Patrone findet ihr Ziel, und der Mann sackt zusammen und kippt um. Noch einfacher: Man wirft eine Rucksackladung Sprengstoff durch ein Fenster, und das Haus stürzt ein. Ich hätte auch einfach weiter damit gemacht, aber nach den Reparaturen, auf die meine Chirurgen so stolz waren, war ich zwar wieder in exzellenter Verfassung, doch für einen Offizier der Marineinfanterie war sie nicht mehr exzellent genug. Was soll's. Bücherschreiben war gewissermaßen eine Rückkehr in das Leben, das ich mir für mich vorgestellt hatte, bevor wir am 11. September 2001 angegriffen wurden.

Ich bin das einzige Kind eines Philosophieprofessors an der Harvard University und einer Flötistin, die in einem Bostoner Kammerorchester spielte, und aufgewachsen bin ich in einem komfortablen Schindelhaus an einer Nebenstraße der Brattle Street in Cambridge, Massachusetts. Nach dem Ende meiner Schulzeit in einem Internat in New Hampshire, das auch mein Vater und sein einziger, etwas jüngerer Bruder besucht hatten, ging ich nach Yale. Warum Yale statt Harvard, der Alma Mater meines Vaters und meines Onkels? Ich wollte nicht im langen Schatten meines Vaters stehen. Aus dem gleichen Grund hütete ich mich vor der Philosophie und studierte stattdessen griechische und römische

Alte Geschichte, da auch ich eine akademische Karriere anstrebte. Dass ich aus Cambridge weggegangen war, sollte ich jedoch bald bitter bereuen. Im Frühling meines ersten Collegejahres wurde meine schöne und begabte Mutter krank. Weihnachten desselben Jahres war sie tot, Opfer eines grausam aggressiven Ovarialkarzinoms. Mein Vater war grenzenlos verzweifelt. Ich fuhr an den Wochenenden zu ihm, so oft ich konnte, aber meistens mühte ich mich vergeblich, ihm aus der Depression herauszuhelfen. Er hatte sich nie ganz von den Wunden und anderen Traumata erholt, die er im Vietnamkrieg erlitten hatte. Im Winter meines letzten Collegejahres traf ihn ein schwerer Schlaganfall. Vom Genick abwärts gelähmt, glitt er nach und nach in ein Wachkoma, und Onkel Harry konnte die Klinik schließlich unter Einsatz seiner gesamten ruhigen Autorität und juristischen Kompetenz dazu bewegen, das Patiententestament meines Vaters und meine Wünsche zu respektieren und die lebenserhaltenden Apparate abzuschalten. Wir begruben ihn neben meiner Mutter im Mount Auburn Cemetery.

Meine Mutter war ein Einzelkind. Onkel Harry, jetzt mein einziger noch lebender Verwandter, hatte nie geheiratet und sah in mir den Sohn, den er sich gewünscht hätte. Damit niemand voreilige Schlüsse zieht oder den Verleumdungen glaubt, die über ihn verbreitet wurden, stelle ich hier klar, dass er alles andere als offen oder im Verborgenen schwul war. Aber er hatte kein Glück in der Liebe, ließ sich mit verheirateten Frauen ein, die sich am Ende nicht dazu durchringen konnten, ihre gehörn-

ten Ehemänner aufzugeben, und einmal mit einer Frau, die ihre Karriere wichtiger fand als ihn. Sie war eine berühmte Ballerina, die ihm von Anfang an erklärt hatte, mit einer Ehe werde ihre Kunst wohl nicht vereinbar sein. Allmählich lebten sie sich auseinander. Seine letzte große Liebe war eine viel jüngere peruanische Rechtsanwältin, eine Schönheit mit rabenschwarzem Haar, die stolz auf ihre Inkavorfahren war. Sie lernten sich in Lima kennen, wo sie ihm als peruanische Unterbevollmächtigte bei seinen Verhandlungen über eine Investition seines Mandanten Abner Brown in eine Kupfermine assistierte. Dieser verschlossene und exzentrische texanische Milliardär war der amerikanischen Öffentlichkeit damals noch nicht als Inbegriff rechtsextremer Politik bekannt. Harry hatte erst kurze Zeit für Brown gearbeitet, weil ein zufriedener Mandant ihn empfohlen hatte. Harry war ein Mann von untadeligen Manieren und unbeugsamen Prinzipien. Geschäftliches mit einer privaten Romanze zu vermischen war für ihn tabu, und er war überzeugt, dass sein Werben um Olga erst während der Barbecue Party begann, die Brown auf seiner Ranch in der Umgebung von Houston gab, um den erfolgreichen Abschluss der peruanischen Transaktion zu feiern, die, wie er in einem Toast auf Harry sagte, sein Vermögen lässig um fünfhundert Millionen Dollar vermehrt habe. Über den Tisch gezogen habe Harry diese bürokratischen peruanischen Affen, erklärte er schadenfroh und hämisch lachend. Zum Glück war keiner der verhöhnten Affen zugegen. Olga war die einzige Peruanerin auf Browns Fest. Harry entschuldigte sich

bei ihr für dessen abscheuliche Tirade und stellte dabei zu seiner Verwunderung und Freude fest, dass sie gar nicht daran gedacht hatte, zornig auf ihn zu sein, und dass ihr klar war, warum er so sorgsam vermieden hatte, persönliche Gefühle in das Arbeitsverhältnis einfließen zu lassen. Dass er um sie werben würde, hatte sie erwartet, und sie ließ es gern geschehen. Es dauerte nicht lange, bis sie beschlossen zu heiraten, sobald Olga ihre Arbeit an schwebenden Verfahren abgeschlossen oder anderen Anwälten in ihrer Kanzlei übertragen hätte. Sie planten, im September 1992 in Lima Hochzeit zu feiern. Das Schicksal verfolgte andere Pläne. Olga war eine von mehr als zwanzig Personen, die im Juli des gleichen Jahres Opfer eines Bombenattentats auf der Tarata-Straße wurden, das die Aufständischen des »Leuchtenden Pfades« verübten. Anschließend lähmten eine Woche lang schwere Anschläge die Stadt Lima. Abimael Guzmán, der Führer der Bewegung »Leuchtender Pfad«, wurde zwei Monate später gefasst, und damit war den Aufständischen der Wind aus den Segeln genommen, aber für meinen Onkel war das kein Trost. Er betrachtete sich als Witwer und trauerte sein Leben lang um seine verlorene Inka.

Seit ich im Internat war, durfte ich in den Weihnachts- und Frühlingsferien allein zu Harry fahren, und auf diese Besuche freute ich mich das ganze Schuljahr. Er arbeitete in Manhattan als Sozius der mächtigen Kanzlei Jones & Whetstone. Seine Wohnung in der Fifth Avenue war nur wenige Schritte vom Metropolitan Museum entfernt. Auf seine nachdrückliche Empfehlung erkun-

dete ich die Galerien des Museums, manchmal in Begleitung eines jungen Kurators. Harry kannte alle Welt, und solche Dinge zu arrangieren war offenbar leicht für ihn. Abends – und immer, wenn er mittags Zeit hatte – lud er mich in seinen Club ein oder in eines der französischen Restaurants, in denen er am liebsten aß. An anderen Abenden gingen wir in die Oper, ins Theater oder Ballett, und ich kann ohne Übertreibung sagen, dass Harry meinen Kunst- und Musikgeschmack formte. Manchmal besuchte ich ihn auch gemeinsam mit meinen Eltern. Gewöhnlich im Sommer, wenn sie und Harry Urlaub machten. Dann verbrachten wir ein langes Wochenende in seinem Haus auf Long Island in dem Viertel Sag Harbors, das verschont geblieben war, als 1845 eine Feuersbrunst den alten Teil dieser einst bedeutenden Hafenstadt weitgehend zerstört hatte. Sein Haus war ein Bau aus dem frühen 19. Jahrhundert, ein Labyrinth von kleinen Zimmern, viele davon seltsam geschnitten, samt einer Scheune, die in ein Studio mit hoher Decke und eigenem Bad umgebaut worden war. Das Studio war offiziell Harrys Arbeitszimmer, aber als ich ihn endlich allein in Sag Harbor besuchen durfte, sagte er, ich solle es als mein Schlafzimmer und meinen eigenen Bereich betrachten. Nach dem ersten Sommer schlief ich aber kaum mehr dort. Ich war lieber im Gästezimmer gegenüber von Harrys Schlafzimmer und merkte, dass er seinen Mittagsschlaf gern auf dem Sofa im Studio hielt. Obwohl sein Haus so komfortabel und sein Segelboot, die Bucht und die Strände so reizvoll waren, dauerten unsere Familienbesuche in Sag Harbor immer nur kurz,

und das lag an der Spannung, die zwischen ihm und meinem Vater herrschte. Oberflächlich betrachtet, war ihre Beziehung so herzlich, wie es sich für zwei Brüder mit nur drei Jahren Altersunterschied gehört, und keiner von beiden erwähnte je, was zwischen ihnen stand. Aber es war da: eine schwarze Sturmwolke an einem strahlenden Sommerhimmel. Die Erklärung dafür gab mir meine Mutter, als sie wusste, dass sie bald sterben würde. Sie stand Harry besonders nahe, und sie wollte, dass ich ihn und meinen Vater besser verstünde. Die Kluft – es war eine Kluft, nicht eine offene Auseinandersetzung – hatte sich aufgetan, als Harry nicht zum Militärdienst im Vietnamkrieg antrat. Er hatte den Gestellungsbefehl abgewartet und wurde bei der Musterung als 4F, dienstuntauglich, klassifiziert; warum, verriet er uns nie. Da er ein hervorragender, begeisterter und unermüdlicher Schwimmer und Tennisspieler war, konnte sein Gesundheitszustand kein Grund für die Ablehnung sein. Hatte der psychiatrische Teil der Untersuchung eine Psychose ans Licht gebracht, die bisher nicht bemerkt worden war? Oder war es so gewesen, wie mein Vater und mein Großvater vermuteten, aber nie laut sagten, hatte Harry den Arzt – fälschlich, davon waren sie überzeugt – glauben lassen, er sei schwul? Es hätte nichts geändert. Da er keinen unüberwindlichen Einwand gegen den Krieg geäußert hatte, kamen sein Bruder und sein Vater, die beide im Kampf ihren Mann gestanden hatten, zu dem für sie unerträglichen Schluss, dass Harry sich vor dem Kriegsdienst gedrückt hatte, dass er ein Feigling war. Meiner Mutter war das nicht wichtig. Für sie zählte nur

die Überzeugung, dass Harry ein goldenes Herz hatte und sich zuverlässig um mich kümmern würde.

Ich kann mir gar nicht vorstellen, was in dem furchtbaren Frühling, als mein Vater im Sterben lag, ohne Harry aus mir geworden wäre. Weil er mir immer und selbstverständlich half, blieb ich emotional einigermaßen im Gleichgewicht, schloss mein letztes Jahr am College mit Bestnoten ab und erhielt ein Stipendium der Universität Yale für das Balliol College in Oxford. Harry nahm mir auch alle Aufgaben ab, die mit dem Räumen und Verkaufen meines Elternhauses und dem Nachlass meines Vaters verbunden waren, so dass ich mich wieder auf mein Studium konzentrieren konnte. Das Ergebnis übertraf meine Hoffnungen weit. Kurz vor Ostern lud man mich ein, Junior Fellow in der Harvard Society of Fellows zu werden. Das war eine akademische Ehrung, die zugleich praktischen Nutzen hatte. Ich würde für die folgenden drei akademischen Jahre ein Stipendium erhalten, das mir erlaubte, meine Studien unabhängig von einem Doktorandenprogramm fortzusetzen und ohne mich sofort um eine Dozentenstelle bemühen zu müssen. Ich würde mir meinen eigenen Weg suchen können. Harry war der Verwalter eines kleinen Treuhandfonds, den mein Vater mir in seinem Testament vermacht hatte. Ich schrieb ihm von der Society of Fellows und fragte ihn, ob ich mir wohl vier bis sechs Wochen Sommerferien in Italien leisten könne. Mit einem Gast, einer jungen Engländerin, die ich in Oxford kennengelernt hätte und hoffentlich dazu bringen würde, ihr Studium an der Universität Harvard

fortzusetzen. Harry rief mich an. Nachdem er mir ausführlich gratuliert hatte, sagte er: Geld ist kein Problem, aber die Hitze während der Hundstage. Sei kein Geizkragen, sieh zu, dass du mit der jungen Dame dann am Strand bist oder an einem Pool.

Gleich nach dem Labor Day flog ich von Rom nach Boston und fing an, mein neues Leben in Cambridge zu organisieren, meine reizende Felicity hatte versprochen, in ihren Winterferien zu mir zu kommen. Ich dachte mir, wir könnten Harry überraschen und Weihnachten mit ihm verbringen, um dann anschließend in Alta, wenn möglich im Pulverschnee, Ski zu fahren. Zu meiner Freude war die kleine Wohnung in der Craigie Street, die mir die Universität empfohlen hatte, genau das, was ich mir gewünscht hatte. Ich unterschrieb den Mietvertrag, ließ mir ein paar Möbel meiner Eltern aus dem Speicher schicken und Strom, Telefon und Internet anschließen. Am 10. September nahm ich dann den Zubringer nach La Guardia, zog sofort weiter zu Harrys Büro und kam am Nachmittag an, um ihm zum Geburtstag zu gratulieren. Dass ich mich dazu aufschwang, war eine bessere Entscheidung als vermutet. Seine Sekretärin hatte ihm ein Geschenk gebracht – Manschettenknöpfe, die er mir zeigte –, und mittags war er mit ein paar jüngeren Partnern, mit denen er zusammenarbeitete, in ein Sushi-Restaurant gegangen, aber für den Abend hatte er keine Pläne.

Das war meine Entscheidung, erklärte er mir. Simon Lathrop, an der Law School im selben Jahrgang wie ich

und mein bester Freund in der Kanzlei, wollte zusammen mit seiner Frau ein kleines Dinner für mich geben, aber dem fühlte ich mich nicht gewachsen. Genau an diesem Wochenende vor neun Jahren hätten Olga und ich geheiratet. Den Abend mit vier oder fünf offensichtlich glücklichen Paaren verbringen – das konnte ich einfach nicht. Auch wenn ich einige davon wirklich gern habe. Deshalb feiere ich meinen Geburtstag sonst meistens, indem ich wegfahre. Aber diese und die nächste Woche sitze ich in der Stadt fest. Ich muss gestehen, ich hatte auch noch einen anderen besonderen Grund, die Einladung nicht anzunehmen. Insgeheim habe ich gehofft, du würdest kommen.

Mein Geschenk für Harry war, dass ich ihn zum Dinner ausführte. Allerdings war Montag, deshalb hatte sein französisches Lieblingsrestaurant geschlossen, und ich meinte, einen Ersatz, der seinen Erwartungen an ein gutes Essen entspreche, suche er am besten selbst aus.

Ich kenne ein italienisches Restaurant, das mir sehr gefällt, sagte er; sie kochen nach Rezepten aus der Gegend von Triest. Wenn du die italienische Küche nicht ganz und gar leid bist, lass uns dorthin gehen.

Wir trafen uns im Restaurant und widmeten uns dem Dinner mit der Hingabe, die ihm zukam, tranken eine Flasche alten Barolo dazu und saßen nach dem Mahl noch eine Weile bei einem sortenreinen Grappa zusammen. Als wir aufbrachen, war es nach elf Uhr. Um wieder einen klaren Kopf zu bekommen, was in meinem Fall nicht ganz gelang, gingen wir die gut zwanzig Häuserblocks bis zu Harrys Wohnung zu Fuß. Mein leicht-

ter Rausch machte mich irgendwann so mutig, dass ich ihn fragte, ob er wirklich entschlossen sei, bis zum Ende seines Lebens allein zu bleiben. Ob es sein könne, dass seine Liebe zu Olga ihm jede neue Bindung unmöglich mache? Er schwieg lange, und ich fürchtete, ihn verstimmt zu haben. Seine Antwort beruhigte mich.

So einfach ist es nicht, erklärte er mir. Olga hätte nicht gewollt, dass ich einsam bin. Aber es ist, als hätte sich eine Mauer aus Eis um mich geschlossen, und es fällt mir immer schwerer, sie zu durchbrechen. Es klingt merkwürdig und paradox, aber dass ich meine Arbeit so befriedigend finde – tiefe Beziehungen zu Leuten in der Firma habe, besonders zu jüngeren Partnern und Mitarbeitern, und meine Mandanten mag –, hat meine Isolation nur noch verstärkt. Mein Iglu ist sehr behaglich. Und vergiss nicht, mein wunderbarer Plato ist ja auch noch da.

Da musste ich schmunzeln und meine Freude verbergen. Plato war das Burmakätzchen, ein Kater, der letztes Jahr, als ich ihn Harry kurz vor meiner Abreise nach England zum Geburtstag schenkte, so klein gewesen war, dass er fast in meine ziemlich große Hand gepasst hatte. Es war damals Liebe auf den ersten Blick gewesen und hatte sich inzwischen noch vertieft. Briefe und E-Mails hielten mich über Platos Großtaten auf dem Laufenden – in der New Yorker Wohnung trieben sie ein ausgeklügeltes Spiel mit Murmeln, Harry rollte sie Plato entgegen, und der schlug sie mit seiner Pfote zurück; sobald der kleine Kater in Sag Harbor frei im Garten herumlaufen durfte, bewährte er sich als beacht-